

Günter Neumann

Zur Interdisziplinarität der Geisteswissenschaften Ein Beispiel: Die Vergleichende Sprachwissenschaft

Das Fach, von dem ich berichten möchte, heißt „Vergleichende Sprachwissenschaft“. Diese Bezeichnung greift etwas zu kurz, aber richtig ist, daß unsere Wissenschaft mit dem Vergleichen von Wörtern begonnen hat. Die Engländer hatten im 18. Jh. Indien erobert und besetzt, europäische Missionare aus verschiedenen Nationen waren nach Persien gegangen. Beide kümmerten sich um die Sprachen der Einheimischen. Und da fielen diesen – meist humanistisch gebildeten – Offizieren oder Geistlichen eine Fülle von Ähnlichkeiten mit europäischen Sprachen auf. Das begann mit den Zahlwörtern und den Verwandtschaftsnamen, reichte aber viel weiter. Infolge der großen räumlichen Distanz zwischen Indien, Iran und Europa kam der Gedanke nicht ernsthaft ins Spiel, es könne sich da um *Lehnwörter* handeln. Sondern es wurde rasch klar, daß diese Sprachen auf einen gemeinsamen älteren Ursprung zurückgingen. Das heißt, die Vergleichung führte zu historischen Erkenntnissen. Zunächst meinte man, das Sanskrit, die heilige Sprache der Brahmanen, sei selbst die uralte Mutter der verwandten europäischen Sprachen. Zu denen rechnete man zunächst außer Griechisch und Latein (sowie dessen „romantischen“ Töchtern) noch die germanischen, bald auch die slawischen und die baltischen, das heißt Litauisch, Lettisch und Alt-Preußisch. (Der Kreis der als verwandt erkannten hat sich dann immer mehr erweitert, darauf kommen wir zurück.) – Vom äußersten Südosten, der Insel Sri Lanka – (früher Ceylon) bis in den äußersten Nordwesten, nach Island, reicht etwa seit dem Jahre 1000 nach

Christi Geburt der Verbreitungsraum, darum sprechen wir – indem wir diese entferntesten Mitglieder herausgreifen – von „indogermanischen“ Sprachen. – Bald hat sich dann das zutreffende Modell durchgesetzt, daß das Sanskrit nur die ältere *Schwester* war und daß die gemeinsame Mutter nicht in schriftlichen Dokumenten erhalten ist. So stellte sich die erste große Aufgabe – die des Rückerschließens. Einerseits wollte man ein genaues Bild von dieser „Grundsprache“ gewinnen, andererseits die Vorgänge der Ausgliederung, der Entwicklung der einzelnen historisch bezeugten Sprach-Individualitäten präzise beschreiben. Dabei mußte man die phonetischen Veränderungen beobachten und ihre Richtung erkennen, aber auch die Bedeutungswandlungen der einzelnen Wörter beobachten. Allmählich erschloß sich das Lautsystem der Grundsprache immer genauer, ebenso ihre Morphologie, das heißt die Fülle ihrer Formen, und ihr Satzbau. Hunderte von sicheren Gleichungen erlaubten es, Vorformen der betr. Wörter bis in die Grundsprache zurückzuprojizieren. Es entstand da ein Lexikon, wir erfuhren, welche Nutztiere oder Feinde (wie Bär und Wolf) diese Träger der Grundsprache gekannt haben, welche Pflanzen, daß sie in der Jüngerer Steinzeit im 3. Jahrtausend gelebt haben müssen. Die Gleichung, die erweist, daß sie Schafe der Wolle wegen gehalten haben, will ich als erste zeigen:

lat. *pecu*, got. *fihu*, ai. *paśu* „Vieh“, altpreuß. *pecku* –.

Hier ist zunächst das Lautliche bemerkenswert. Das Germanische hat bei beiden Kon-

sonanten geändert, sich da also besonders weit von den ursprünglichen Verhältnissen entfernt. – Aber auch die Bedeutungsseite ist ergiebig. Das idg. Substantiv **pekú-* ist von einer Verbalwurzel abgeleitet: **pek-* „scheren“. Die Tiere werden in bäuerlicher Nüchternheit nach ihrem Nutzen für den Menschen genannt. Mit einem anspruchsvollen Terminus sprechen wir auch vom „anthropozentrischen Benennungsmotiv“, schlichter gesagt: Der Mensch stellt sich und seine Bedürfnisse mit Selbstverständlichkeit in den Mittelpunkt. –

lat. *bos*, griech. *βοῦς*, altind. *gau-*, armen. *kov*, ahd. *chuo*, tochar. *A ko*: Neben den Schafen standen die Rinder (**gʰous*), zweifellos lautmalend nach ihrem dumpfen Brüllen benannt. – Eine gute Gleichung liefert ferner das Wort für „Salz“, das ja für jede Tierhaltung unentbehrlich ist:

lat. *sal*, gr. *ἅλς*, altind. *sal-ilá*, altir. *salann*, got. *salt*, – altpreuß. *saltann* „Speck“

Diese Träger der Grundsprache haben den Wagen gekannt, wie Gleichungen für Achse, Nabe, Rad und „fahren“ belegen, ferner den Pflug, also neben der Weidewirtschaft auch schon Ackerbau betrieben. Dazu gehören die Tätigkeiten des Säens und Mahlens; mindestens zwei Getreidesorten wurden unterschieden.

Was die soziale Gliederung angeht, so erkennen wir die Struktur der Familie und sehen, daß der Terminus für den Hausherrn, **dems poti-* wohl eine stark autoritäre Stellung bezeichnet. **poti-* ist der, der die Macht hat:

gr. *δεσπότης*, altind. *pátir dan*, *dám-pati-*

Wir erkennen ein Wort für Wohngemeinschaft, ohne freilich sagen zu können, wie viele Menschen etwa zu ihr gehört haben. – Ein Wort für „Sklave“ läßt sich nicht erschließen, die verschiedenen Bezeichnungen, lat. *servus*, griech. *doulos*, slaw. *rab* usw. sind alle erst in einzelsprachlicher Zeit geschaffen. Freilich bleibt denkbar, daß in der Zeit der Grundsprache ein Terminus für diesen Begriff existiert hat und dann später

überall durch ein neues Wort ersetzt worden ist. Negative Schlüsse sind also nicht zwingend.

Auch auf dem Gebiet der Religion lassen sich einige Aussagen machen. Wenigstens *einen* Gottesnamen, den höchsten, können wir mit Sicherheit erschließen: **Dieus*.

altind. *dyáu-* „Himmel“, gr. *Ζεύς*, lat. *Jupiter*, altpreuß. *deiwas*, hethit. *siu-*, „Gott“, *siuatt-* „Tag“

Da er mit einer Wurzel für „leuchten, strahlen“ zusammenhängt, bezeichnet er offensichtlich den Gott des hellen Tages, des guten Wetters. Neben ihm steht die „Mutter Erde“. Auch der Begriff des „Heiligen“ war vorhanden.

Sogar geistige Inhalte, rühmende Bezeichnungen einer Dichtersprache können wir erschließen. Eine metaphorische Bezeichnung für den Ehepartner – männlich oder weiblich – sei herausgegriffen:

altind. *sa-yuj-*, gr. *σύζυξ*, lat. *coniux*.

Dies Kompositum heißt wörtlich „der oder die (mit dem anderen) Zusammen-Gespannte“ – wie zwei Arbeitstiere im Joch, die gemeinsam einen Wagen oder einen Pflug ziehen.

Insgesamt entsteht ein facettenreiches, buntes Bild einer frühen, vorgeschichtlichen Kultur, das *so* keine andere Wissenschaft gewinnen kann. Es hat freilich noch Defizite: es ist keineswegs vollständig und hat sich bisher weder in der Zeit noch im Raum genau festlegen lassen. Beides wird natürlich in Zusammenarbeit mit der Vorgeschichte versucht, und die Anstrengungen, dies durch die Sprachvergleiche gewonnene Panorama mit einem bestimmten prähistorischen Kulturhorizont zur Deckung zu bringen, haben sich gerade in den letzten Jahrzehnten – unter engagierter und stetig wachsender Beteiligung amerikanischer Forscher – stark intensiviert. Von den vielen Versuchen, so die Heimat der idg. Grundsprache zu bestimmen, nenne ich hier nur den von Frau Maria Gimbutas, die meint, die sogenannte *Kur-*

gan-Kultur in der Ukraine lasse sich mit der idg. identifizieren. (Kurgane sind hohe Grabhügel.) Noch ist unsicher, ob das schon die endgültige Lösung ist, hier liegen noch Zukunftsaufgaben.

Neben diese Darstellung von der Kultur und den Lebensverhältnissen der Sprecher der Grundsprache tritt eine zweite, die im einzelnen aufzeigt, wie die Ausgliederung von-statten ging, über welche vorgeschichtlichen Zwischenstufen bis hin zu der heutigen Fülle der Einzelsprachen und -dialekte. So ist stringent nachgewiesen, daß das Indische und das Iranische, heute beides riesige, weitverzweigte Sprachstämme, in vorgeschichtlicher Zeit eine Einheit gebildet haben. Ähnliches gilt wohl für Baltisch und Slawisch, für die italischen Sprachen oder etwa für Griechisch und Phrygisch. Und dabei müssen wir dann über jede einzelne Neuerung genaueste Rechenschaft ablegen. Jede dieser Sprachen braucht eine komplette historische Grammatik. –

Das Aufgabengebiet dieses Faches hat sich nun noch dadurch immerfort erweitert, daß neue Sprachen aufgetaucht sind, die sich als verwandt erwiesen. Schon im 19. Jh. entdeckte man, daß die keltischen Sprachen, das Albanische und das Armenische auch in diesen Kreis gehören. Das war nicht auf den ersten Blick erkennbar gewesen, weil sie alle tief einschneidende Veränderungen durchgemacht haben. – Aber den riesigsten Neuzugang hat es in unserem Jahrhundert gegeben – in fünf verschiedenen Weltgegenden. Neu gefunden worden sind das Tocharische im Westen Chinas – das Hethitisch-Luwische in der Türkei – das Mykenische in Hellas und auf Kreta – die Nuristan-Sprachen (früher auch Kafir-Sprachen genannt) im Osten Afghanistans und schließlich das sogenannte Kelt-Iberische in Spanien. Nur zu zwei von ihnen ein paar Bemerkungen.

Das Mykenische. Als Michael Ventris 1952 die Schrift Linear B entziffert hatte, da erschloß er außer Formen, die deutlich alt-

griechisch waren, auch andere, die von der Sprache Homers und erst recht vom Attischen weit abwichen und ihn daher beunruhigten. Hier konnte ihm John Chadwick helfen. Dieser hatte sprachwissenschaftliche Studien getrieben und wußte daher, wie das Griechische im 14. und 13. vorchristlichen Jahrhundert ausgesehen haben muß. Dafür nur ein einziges – leider etwas schwieriges – Beispiel: Die Indogermanistik hatte längst erkannt, daß das Rel.-pron. griech. *ὅς* in älteren Zeiten ein Jot im Anlaut gehabt haben muß. Das bewiesen das alt-indische *yas* und das alt-phrygische *jos-*. Im alphabetisch geschriebenen Altgriechischen selbst ist dieser Halbvokal nirgends mehr erhalten, sondern zu *h* geworden. – Und das Indefinitpron. *τις* muß wegen latein. *quid*, hethit. *kuit* usw. ursprünglich im Anlaut einen komplizierten Konsonanten besessen haben, der durch die gleichzeitige Hervorbringung eines labialen und eines tektalen Elements gebildet wurde. Auch das war längst bekannt. – So fiel es Chadwick leicht, in der myken. Silbengruppe *jo-qi* ein /jod-quid/ zu erkennen, die Vorform vom späteren *ὅτι* „was auch immer“. Also: Erst die intensive Zusammenarbeit zwischen dem Entzifferer und dem Sprachhistoriker hat diese Texte wirklich erschlossen und damit unser Bild der griechischen Kultur um fünf bis sechs Jahrhunderte erweitert.

Zweitens zum Hethitischen. Eine deutsche Grabung im Zentrum Anatoliens bringt seit 1906 Zehntausende von Tontafeln ans Licht, die drei bis dahin unbekanntes idg. Sprachen enthalten: Hethitisch, Luwisch, Palaisch, zweifellos Schwestern. Wir sprechen hier nur vom Hethitischen, weil es das meiste Material bietet. Seine frühesten Texte gehören ins 17. Jh., sind also die ältesten in einer idg. Sprache überhaupt. Sie sind in einer Silbenschrift geschrieben, das führt immer Schwierigkeiten und Fragen mit sich: Liegt beim Anlautkonsonanten Media oder Tenuis vor, ist dieser Vokal sprachwirklich oder nur

graphisch usw.? Das Hethit. liefert nun seinerseits manche idg. Vokabel. So kommt dadurch, daß es als Namen eines Baumes *tanau-* tradiert, eine schöne Dreier-Gleichung zustande, die seine grundsprachliche Existenz sichert: deutsch *Tanne*, heth. *tanau-*, altind. *dhánu-*, (Das altind. Wort bezeichnet metonymisch die Waffe „Bogen“ nach der Holzsorte, aus der er gefertigt ist.)

Aber in vielem weicht das Hethit. ganz erheblich von dem Bild ab, das man sich etwa bis 1916 von der idg. Grundsprache gemacht hatte. Es hat zum Beispiel nur zwei Genera: neutrum und commune, das heißt Maskulina und Feminina werden nicht durch eigene Stammangänge markiert. Damit stellt sich die – bis heute nicht gelöste – Frage: Ist das der ursprüngliche Zustand – oder hat es schon ein grundsprachliches Femininum gegeben, das nur im Hethit. und seinen anatolischen Schwestern wieder geschwunden ist? Die gleiche Frage stellt sich etwa beim Modus Optativ oder beim sogenannten s-Aorist, einer bestimmten Vergangenheitsform des Verbs. – Auch im Bereich der Phonetik, der Lautlehre, bot das Hethit. eine große Überraschung. Es hat als einzige idg. Sprache einen Konsonantentypus erhalten, den man vorher nur aus Nachwirkungen und Reflexen hatte erschließen können, der aber nirgends mehr bewahrt war. Daher mußten und müssen nun die lautlichen Ansätze vieler grundsprachlicher Wörter neu bestimmt werden. – Hier ist die Forschung in lebhaftester Bewegung, und seit der Erfindung von Fax und E-mail spielt sich ein Teil dieses wissenschaftlichen Diskurses mit deren Hilfe ab.

II. Die von den Indogermanisten entwickelte Methode des Sprachen-Vergleichens mit dem Ziel, eine historische Tiefendimension zu gewinnen, war so erfolgreich, daß mehrere Nachbardisziplinen sie übernommen haben. Zuerst die Finno-Ugristen. Hier sagt schon der Name, daß man Finnisch und Ungarisch als verwandt zusammenstellt und

vergleicht. (Aber dazu gehören noch viele andere Idiome aus Asien.) Ferner die Semitisten, deren älteste Sprachdenkmäler im Zweistromland sogar noch weiter zurückreichen als die indogermanischen. Auch in China, wo man jetzt alte Orakeltexte aus vorchristlicher Zeit lesen kann, wendet man unsere Methode mit gutem Erfolg an. Und ganz neuerdings rekonstruiert man mit den gleichen Techniken aus den vielen verwandten Sprachen Mittelamerikas eine Grundsprache, ein „Proto-Maya“, das bei der Entzifferung der Hieroglyphen-Inschriften in Yuktan hilfreich ist. – Diese Methode greift freilich nur dort, wo es nicht nur moderne, sondern auch ältere Zeugnisse gibt. Deshalb ist sie bei den Kaukasussprachen, die meist erst im 18. und 19. Jh. aufgezeichnet sind, weniger erfolgreich.

Und noch weit darüber hinausgehend versuchen heute schon einige Forscher, eine gemeinsame Grundsprache von Indogermanisch und Semitisch oder von Indogermanisch und den Sprachen Innerasiens zu erschließen. Das sind aber – so scheint mir – gewiß für heute und jedenfalls noch für lange unerreichbare Ziele.

III. Die frühesten hethit. Texte stammen aus dem 17. Jh., die mykenischen aus dem 14., die ältesten altindischen aus der Zeit um 1000 vor Christi Geburt. Wir gewinnen so eine Beobachtungsstrecke von drei- bis dreieinhalbtausend Jahren. Bei dem Überblick über solch lange Zeiträume sind den Forschern auch die *psychischen* Triebkräfte des Sprachwandels deutlich geworden. Als wesentliches Movens jeder sprachlichen Veränderung erwies sich das Streben nach Kraftersparnis („*Ökonomie*“). Jeder Sprecher möchte seine Äußerung mit möglichst wenig Energieaufwand übermitteln. Er verkürzt, wo er kann. Das gilt für die Produktion der Laute, daher kommen bestimmte phonetische Veränderungen immer wieder vor: Tenues werden zu Mediae, die Behauchung von Konsonanten wird eingesparrt, Diphthonge werden zu Monophtho-

gen vereinfacht usw. Entsprechendes gilt für die einzelne Wortform. Im Laufe der Entwicklung ist aus einem german. *hábaidedum* „wir hatten“ ein englisches „*had*“ geworden, das den gleichen Inhalt transportiert. Oder die Inhalte ganzer Sätze werden zu Nomina komprimiert, Satzkonstruktionen so weit irgend angängig verkürzt. Hier haben all diese Erscheinungen, die Synkope oder Apokope, Haplologie, Brachylogie, Versparung, Kontraktion und wie immer heißen, ihren Ursprung.

Aber dieser Tendenz steht eine andere strikt entgegen: der Sprecher will ja natürlich auch, daß seine Aussage, seine Frage, sein Befehl völlig verstanden wird. Er muß darum *deutlich* sein, vielleicht überdeutlich. Das führt dazu, daß die meisten Äußerungen Redundanz zeigen, daß sie *mehr* an Information geben, als unbedingt nötig wäre. So erklären sich solche Phänomene wie die Kongruenz, zum Beispiel in lat. *horum amicorum carissimorum*. Hier wird die syntaktische Zusammengehörigkeit sehr aufwendig markiert. – Man darf sagen: Es besteht ein dialektisches Verhältnis zwischen Ökonomie und Deutlichkeitsstreben. Die Sprache baut ab und sieht sich dann gezwungen, an anderer Stelle wieder aufzubauen. Das gilt durch alle Jahrtausende hindurch, ein unaufhörliches Spiel.

Für die syntaktischen Brachylogien ein Beispiel. In hethit. Ritualen kommt viele Male dieselbe Konstruktion vor: Vom König oder einem Priester wird gesagt „er trinkt“ (*ekuzzi*), und dann folgt der Name eines Gottes oder einer Göttin im Akkusativ. Wörtlich übersetzt hieße das: „er trinkt den Gott“. Es muß jedenfalls ein Akt religiöser Verehrung sein. Aber was genau ist damit gemeint? Daran hat man viel herumgerätselt. Man wollte – anachronistisch – die christliche Eucharistie vergleichen, oder man hat auch ganz willkürlich und unglaublich gesagt, gemeint sei hier nicht „trinken“ sondern kausatives „tränken“.

Die sicherlich richtige Lösung wird uns durch die vergleichende Syntax an die Hand gegeben. In allen idg. Sprachen wirkt eine ökonomische Tendenz, die bei zwei Objekten eines Verbs einsparen möchte. Wir sagen nicht pedantisch „*ich ziehe mir meine Kleidungsstücke an*“, sondern verkürzt – wenn auch eigentlich unsinnig – „*ich ziehe mich an*“. Oder: In Beamtenkreisen Norddeutschlands war es im 19. Jh. üblich, einem Kollegen, der in eine andere Stadt versetzt wurde, ein feierliches Abschiedsessen zu spendieren. Das nannte man scherzhaft „*den Kollegen wegessen*“. Genau wäre gewesen: „*zu Ehren des X etwas essen*“. Oder in der Erstausgabe der Geschichten von Eulenspiegel aus dem Jahre 1515 heißt es, daß die Patin das Baby Till auf dem Heimweg in einen Wassergraben fallen ließ. Sie war bezechet, denn die Taufgesellschaft hatte – wörtliches Zitat – „*den Täufling vertrunken*“ – zu seinen Ehren heftig Bier getrunken. Das sind nahe Parallelen zur hethitischen Wendung „*den Gott X trinken*“.

Zweites Beispiel. Wenn man die Entwicklungstendenzen genau beobachtet, dann kann man durch Extrapolieren eine Entwicklung weiterrechnen.

Die alten idg. Sprachen hatten sämtlich mehrere verschiedene Konstruktionen mit nominalen Objekten. Dieser Luxus wird seit langem überall reduziert. Im Deutschen von heute ist immerhin eine Dreierheit noch erhalten: Es gibt Verben mit Akk.-Objekt „*ich sehe dich*“, Verben mit Dativ-Objekt „*ich helfe dir*“ und Verben mit Gen.-Objekt „*ich gedenke seiner*“. Aber hier vollzieht sich ein Wandel: Die Verben mit Genetiv-Objekt werden immer seltener gebraucht, einige sind schon ausgestorben. Oder sagt jemand von Ihnen noch: „*Ich kann mich dessen nicht entbrechen*“ im Sinne von „unterlassen“? – Statt dessen sind zwei andere Konstruktionen statistisch an die ersten Positionen gerückt: erstens die mit präpositionalem Objekt, also statt „*ich erinnere mich dieses*

Vorfalls“ vielmehr „an diesen Vorfall“. Und zweitens setzt sich die Konstruktion mit dem Akk.-Objekt immer mehr durch. Neulich sagte jemand zu mir: „Ich werde Sie zurückrufen.“ Damit meinte er „ich werde wieder telephonisch bei Ihnen anrufen“. – Und wenn neue Verben geschaffen werden – das geschieht ja dauernd, teils aus eigenen Sprachmitteln, teils aus Fremdwörtern –, dann sind die stets transitiv, haben ein Akkusativobjekt bei sich: „erstellen“, „hinterfragen“, „auswildern“, die vielen Neubildungen mit der Vorsilbe *be-*, aber auch solche Scheußlichkeiten wie „recyclen“. Und da hier natürlich wieder die Sprachökonomie am Werke ist – Einheitlichkeit statt Vielfalt der Konstruktionen wird erstrebt –, so kann ich leicht prophezeien, daß auch das nächste Neu-Verb, das Ihnen morgen aus dem „Gießener Anzeiger“ oder dem Fernseher entgenspringt, ein transitives sein wird. (Sie merken: ein Sprachwissenschaftler kann auch in die Zukunft sehen.)

IV. Kurz erwähnt werden soll eine weitere Aufgabe der Vertreter unseres Fachs an den Universitäten. Sie sind ja inzwischen Herr über etwa 20 Sprachen. Und nur die wichtigsten von diesen haben eigene Lehrstühle; außer den germanischen und romanischen noch Latein und Griechisch, dazu öfter die slawischen und manchmal die indischen. In München gibt es ein eigenes Fach Hethitologie, in Greifswald eine Baltistik usw. Aber an den meisten anderen Universitäten betreut der Indogermanist diese Sprachen als Philologe mit, dazu etwa noch das Armenische oder das Albanische, und ebenso eine Reihe von ausgestorbenen Sprachen wie das Tocharische, das Oskische und Umbrische, das sind die Brüder und südlichen Nachbarn des Lateinischen, oder die kleineren altgriechischen Dialekte. Die Rest- oder Trümmersprachen wie das Messapische in Süditalien und an der adriatischen Gegenküste, das Venetische im Nordosten Italiens, das Thrakische in Bulgarien und das Phrygische im

Nordwesten Kleinasiens seien hier bloß genannt, obwohl sie oft hochinteressant sind und gerade jetzt durch Inschriften-Neufunde Aufsehen erregen. – So hilft dieses Fach dazu, daß eine Universität ihrem Anspruch näher kommt, das Universum der historischen Phänomene zu erfassen.

V. Die Vergleichende Sprachwissenschaft ist aber auch *ancilla*, Helferin der verschiedenen Philologien.

Der große Breslauer Latinist Franz Skutsch hat einmal gesagt: „Sie (die Sprachwissenschaftler) suchen, wenn es sich um Erklärungen lateinischer Spracherscheinungen handelt, vielfach das Heil an den Ufern der Ganga oder mindestens des Acheloos, ohne vorher zu prüfen, ob nicht am Ufer des Tiber die nähere und sicherere Erklärung zu finden wäre. Es muß durchaus (...) der Satz aufgestellt werden, daß man die beste Erklärung der lateinischen Sprache (...) nur aus ihr selbst holt.“

In Skutschs Dictum spürt man ein gewisses Erschrecken darüber, daß so weit aus der Ferne her – vielleicht aus Bereichen, die man selber nicht kennt, Erhellendes für ein lateinisches Wort oder Syntagma beigebracht werden sollte. Aber dieser Satz ist nicht ganz zu halten. Es gibt eben doch Fälle, wo für die Erklärung eines lateinischen Erbwortes nichts anderes übrigbleibt, als sich außerhalb Italiens umzuschauen. Dafür zwei Beispiele.

1) Das Subst. *nidus* „Nest“ mask. ist aus dem Lateinischen nicht zu erklären. Aber die indogermanischen Schwestersprachen bieten anklingende, offenbar verwandte Wörter: altind. *nīda-*, armen. *nist* „Lage, Sitz“, breton. *neiz* (mit Entsprechungen in den anderen kelt. Sprachen), daneben die Neutra ai. *nīdām*, ahd. *nest*, altkirchenslaw. *gnězdo*, lit. *lizdas*. Die evidente Deutung geht auf Karl Brugmann zurück: es liegt ein Kompositum **ni-zdó-* zugrunde „der Ort zum Niedersitzen, dort wo man sich hineinsetzt“. Die Verbalwurzel *sed-* „sitzen“ kennt ja das Latein auch, dagegen ist ihm das Präverb *ni-* im

Sinne von „nieder“ verlorengegangen. Und die Konsonanz *-sd-* ist unter Dehnung des voraufgehenden Vokals vereinfacht worden. So wurde das Wort undurchsichtig. In *nidus* liegt eine sogenannte „vor-einzelsprachliche“ Bildung vor; sie aufzulösen, ihre primäre Bedeutung wiederzugewinnen gelingt nur, indem man das Indische, Slawische, Keltische usw. heranzieht.

2) Bisweilen kann der Sprachwissenschaftler dem Philologen sogar beim Verständnis einer Textstelle helfen. Wir besitzen aus Latium ein sogenanntes Drillingsgefäß, bei dem drei runde Töpfchen miteinander verbunden sind. Die Archäologen datieren es ins 7. vorchristliche Jahrhundert. Es trägt eine längere lateinische Inschrift; deren Schlußteil lautet

NEMEDMALOSTATOD.

Da war schon immer wahrscheinlich, daß darin ein Verbot oder Fluch stecken müßte, eine Formel, die dieses Objekt vor Zerstörung oder Diebstahl schützen sollte. Darauf hatten zahlreiche andere Texte geführt, die ebenfalls auf wertvollen, beweglichen Gegenständen angebracht waren. In der Buchstabenfolge ließen sich vier lateinische Elemente erkennen: die Verneinung *ne*, das Pronomen *med* „mich“, das Substantiv *malos* „der/ein Böser“ und die Imperativendung *-tod*, die wir auch in anderen frühen Texten finden. Für den Rest dazwischen rechnet die ältere Forschung überwiegend mit einem Verbalstamm *sta-*, wobei sie annahm, daß das S nur einmal geschrieben sei, aber zu

zwei Wörtern gehöre. Doch „stehen“ oder „stellen“ paßt offensichtlich nicht in den zu erwartenden Kontext.

Die schlagend richtige Deutung hat erst Helmut Rix vor ein paar Jahren gefunden. Er zieht einen Verbstamm *ta-* heran, der „stehlen“ bedeutet und im Altindischen, Hethitischen, Slawischen und Griechischen belegt ist: gr. *τηράω*, hethit. *taye-*, altbulg. *taŕi*, altind. *tayú-* „Dieb“.

Damit ist nun alles in Ordnung: „Kein Böser soll mich stehlen!“ – Dieses Beispiel zeigt noch einmal, daß es durchaus nicht immer möglich ist, sich mit dem Blick auf das erhaltene lateinische Vokabular zu begnügen. In diesem Fall mußte Rix gerade an den Ufern der Ganga, des Acheloos, der Wolga und des Halys suchen – für einen Indogermanisten sind das auch gar keine Entfernungen. Der italische Sprachzweig und mit ihm das Lateinische hat eben diese Verbalwurzel ursprünglich auch besessen, sie dann aber irgendwann zwischen dem 7. und dem 3. vorchristl. Jahrhundert eingebüßt.

Wir sind am Ende einer zweifellos unvollständigen Beschreibung eines nach Etat und Studentenzahlen kleinen Faches, das aber vielfältige Kontakte und Ausstrahlungen zu seinen Nachbardisziplinen hat. Ich bin ihm seit 50 Jahren in Liebe verbunden, daher zweifellos voreingenommen, aber ich hoffe doch, gezeigt zu haben, daß es in energischem wissenschaftlichen Voranschreiten ist – lebendig, vielseitig und wandlungsfähig – und darum wert, erhalten und gefördert zu werden.